

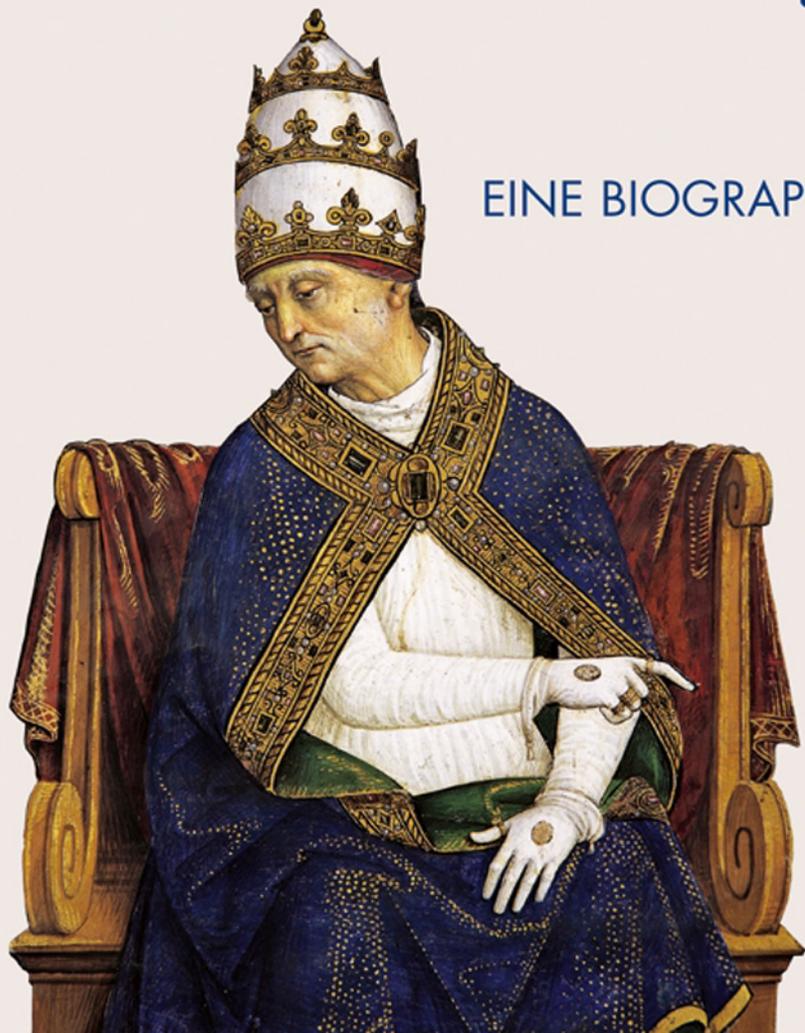
VOLKER REINHARDT

PIUS II.

PICCOLOMINI

*Der Papst, mit dem
die Renaissance begann*

EINE BIOGRAPHIE



C.H.BECK

VOLKER REINHARDT

PIUS II. PICCOLOMINI

DER PAPST, MIT DEM
DIE RENAISSANCE BEGANN

EINE BIOGRAPHIE

C.H.BECK

Zum Buch

Der Jurist und Poet Enea Silvio Piccolomini (1405–1464) ist uns vor allem durch das einnehmende Bild bekannt, das er von sich selbst gezeichnet hat. Volker Reinhardt legt in dieser ersten Piccolomini-Biographie seit Jahrzehnten das wahre Leben des Selbmademan frei. Er beschreibt, wie der Ratgeber in Liebesdingen, der ein zynisches Menschenbild propagierte und die Machtstellung des Papsttums bekämpfte, sich selbst in die Dienste des Pontifex begab und später als Papst Pius II. neue Maßstäbe setzte. Pius' Beschreibungen ländlicher Idyllen rühren bis heute an, seine Werke zu Asien und Europa sind eine unschätzbare Quelle, seine „Commentarii“ sind ein Meilenstein der autobiographischen Literatur, die Renaissancestadt Pienza erregt Staunen – aber eigentlich faszinierend ist, wie es ein Einzelner geschafft hat, sich selbst und damit eine ganze Epoche neu zu erfinden.

Über den Autor

Volker Reinhardt, geb. 1954, Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Fribourg, ist einer der führenden Kenner der italienischen Renaissance. Bei C.H. Beck erschienen von ihm u.a. Biographien über Michelangelo, Machiavelli und Papst Alexander VI. Borgia sowie in der Reihe C.H. Beck Wissen „Die Medici“ (42007) und „Die Renaissance in Italien“ (32012).

Mit 33 Abbildungen und 2 Karten

1. Auflage. 2013

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2013

Umschlaggestaltung: Uwe Göbel, München

Umschlagabbildung: Pius II. trifft 1464 in Ancona ein.

Ausschnitt aus einem Fresko Pintoricchios in der Dombibliothek
von Siena (1502–1508). © akq/De Agostini Picture Library

ISBN Buch 978 3 406 65562 3

ISBN eBook 978 3 406 65563 0

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere
Informationen.

INHALT

Einführung: Eine unglaubliche Karriere 7

1. Von Corsignano nach Siena, 1405–1431 18
*Jugend auf dem Dorf 18 – Studium in Siena 25 – Amouren
und nützliche Netzwerke 30*

2. Im Dienste des Konzils und des Gegenpapstes,
1432–1442 35
*Aufbruch nach Basel 35 – Das Konzil am Rhein und die Ver-
schwörung in Florenz 41 – Die Reise nach Schottland 48 –
Der Humanist auf Forschungsreise 56 – Auf der Seite des Kon-
zils 61 – Auf dem Weg zur Kirchenspaltung 69 – An der
Seite des Gegenpapstes 78*

3. In den Diensten des Kaisers, 1443–1455 87
*Die deutsche Option 87 – Anleitung zur Liebe 95 – Liebes-
tod in Siena 102 – Philosophie im Bordell 110 – Der gute
Herrscher und sein elender Hof 115 – Versöhnung mit dem
Papst 124 – Zwischen Wien, Rom und Triest 132 – Bischof
von Triest 139 – Vermittler von Neapel bis Böhmen 149 –
Vermittler von Braut und Krone 155*

4. Im Dienste des Kreuzzugs und der Kurie,
1455–1458 166
*Gedankenarbeit für den Türkenkrieg: die Erziehung des wehr-
haften Fürsten 166 – Geschichte als Lehrmeisterin der Gegen-
wart 171 – Die Macht des Papstes und die Freiheit des Wil-
lens 174 – An der Schwelle zur Macht 182 – Das geborgte
Glück der Barbaren 193 – Das Konklave 199*

5. Der Kongress von Mantua, 1459–1460	208
<i>Selbstverständnis und Amtsverständnis</i> 208 – <i>Tauziehen um Siena</i> 214 – <i>Das Problem der Kardinäle</i> 217 – <i>Das Problem der Reform</i> 222 – <i>Die Vorbereitung des «Türken-Kongresses»</i> 227 – <i>Winterreise nach Siena</i> 236 – <i>Frühlingsreise nach Mantua</i> 243 – <i>Der Kongress wartet</i> 250 – <i>Der Kongress tagt</i> 256 – <i>Strategen am grünen Tisch</i> 262	
6. Kriege und Idyllen, 1461–1463	268
<i>Eine Komödie in Florenz</i> 268 – <i>Badekuren bei Siena</i> 273 – <i>Römische Unruhen</i> 282 – <i>Der Kampf um Neapel</i> 286 – <i>Die Nacht der Entscheidung</i> 292 – <i>Der Teufel in Rimini</i> 295 – <i>Triumphe in Italien</i> 305 – <i>Inszenierungen der Größe</i> 311 – <i>Die Stadt des Papstes</i> 315 – <i>Das geschriebene Monument: die Commentarii</i> 333	
7. Die letzte Reise, 1463–1464	336
<i>Die Heiligkeit des Bluts</i> 336 – <i>Letzte Ausflüge</i> 342 – <i>Die Idee des Krieges</i> 347 – <i>Die große Illusion</i> 353	
Epilog	363
Anhang	369
<i>Zeittafel</i> 371 – <i>Anmerkungen</i> 375 – <i>Bildnachweis</i> 380 – <i>Literatur</i> 381 – <i>Personenregister</i> 387	

– EINFÜHRUNG –

EINE UNGLAUBLICHE KARRIERE

Als Enea Silvio Piccolomini am 19. August 1458 zum Papst gewählt wurde und den Namen Pius II. annahm, ging ein Raunen durch Europa. Wie konnte ein Mann, der so viele anstößige Schriften verfasst hatte, der Nachfolger des Petrus und der Stellvertreter Christi auf Erden werden?

Für die Liebhaber witziger und erotischer, sprich heidnischer Texte in geschliffenem Latein war der Name Enea Silvio Piccolomini ein Markenzeichen. Eine bittersüße Liebesnovelle aus seiner Feder ließ an reizvoller Anschaulichkeit wie an zynischer Psychologie nichts zu wünschen übrig. Eine schöne junge, nur eben leider mit einem reichen alten Mann verheiratete Frau trifft einen stattlichen Ritter in den besten Jahren. Die beiden lernen sich kennen, testen ihren Marktwert, kommen sich näher und schließlich sehr nahe. Dann zieht er weiter, sie bleibt zurück und stirbt kurz darauf, doch nicht an gebrochenem Herzen, sondern an der Ödnis des Lebens. Ertragen lässt sich das Leben nur, wenn man es in vollen Zügen – und das heißt: ohne Rücksicht auf die Moral der Kirche – genießt. Diese höchst unmoralische und unchristliche Lehre verkünden in einem Lustspiel Piccolominis Alt und Jung, Frauen und Männer unisono. Bezeichnenderweise spielt diese Komödie in einem Bordell, und zwar aus gutem Grund: Letztlich ist die ganze Welt ein Freudenhaus. Allein für die Lust lohnt es sich zu leben, darin sind sich Geistliche, Zuhälter und Prostituierte in diesem Stück einig. Und im Kampf um den maximalen Lebensgenuss sind alle Tricks und Täuschungen erlaubt – diese Botschaft nimmt der Zuschauer als Handlungsanweisung auf den eigenen Lebensweg mit. Parallelen zur Yuppie- und Ellenbogen-Gesellschaft der Gegenwart drängen sich auf.

Nochmals: Wie konnte ein Autor so «weltlicher» Bestseller zum Haupt der Kirche, zum Mittler zwischen Gott und Mensch und zum Richter über alle Herrscher und Herren dieser Welt aufsteigen? Es war nicht die einzige Frage, die sich der verblüfften Christenheit förmlich

aufdrängte. Piccolomini hatte sich nicht nur als Humanist, das heißt als Verfasser von Belletristik sowie philosophischen, sprachtheoretischen und historischen Werken, sondern auch als Kirchenpolitiker einen Namen gemacht, und zwar nach einhelliger Einschätzung der maßgeblichen Theologen und Kirchenfürsten keinen guten. Allzu lange Zeit stand er für sie auf der falschen, ja geradezu feindlichen Seite. Im Kampf zwischen dem Papst und dem Konzil von Basel um die Hoheit und Verfügungsgewalt über die Kirche hatte er unermüdlich für das höhere Recht der Kirchenversammlung gestritten, und zwar auch dann noch, als diese von Rom für aufgelöst und ketzerisch erklärt worden war. Schlimmer noch: Er hatte dem vom Konzil gewählten Gegen-Papst sogar als Sekretär gedient. Erschwerend hinzu kamen auch noch polemische Texte, in denen der Laien-Theologe Piccolomini mit dem Papsttum und seinem Anspruch auf uneingeschränkte Führungskompetenz über die Kirche hart ins Gericht ging, und zwar auf seine Art: witzig und ironisch. Das Sündenregister, das im Vatikan über ihn geführt wurde, fiel somit ellenlang aus.

Trotzdem wurde der Sünder gut ein Jahrzehnt nach seiner feierlichen Abbitte selbst Papst. Und in dieser Funktion tat er alles dafür, den Einfluss künftiger Konzilien zurückzudrängen und die uneingeschränkte Hegemonie des Papsttums über die Kirche zu sichern.

Aber dies waren nicht die einzigen Ungeraden, Schieflagen und Brüche, die gesinnungsfeste Zeitgenossen in diesem Leben aufrechnen durften. Nach dem Dienst für den falschen Papst von Konzils Gnaden war Piccolomini als Diplomat des Kaisers, also aus päpstlicher Sicht abermals auf der falschen Seite, tätig geworden. Sein neuer Dienstherr Friedrich III. von Habsburg blieb im Streit zwischen Kurie und Konzil lange Zeit neutral und versuchte, den Streit in der Kirche wie alle weltlichen Herrscher für seine Zwecke, das heißt: auf Kosten des Papsttums, auszunutzen. Zudem war Friedrich ein Deutscher und damit in römischen Augen ein Barbar. Wer wie Piccolomini jahrelang in Deutschland, bei den zivilisationsfernen Hinterwäldlern, gelebt hatte, verleugnete nicht nur seine *italianità*, sondern lief selbst Gefahr, intellektuell und sittlich zu verrohen. Wie konnte eine so kompromittierte und verdächtige Gestalt Papst werden?

Piccolominis Feinde waren mit eingängigen Erklärungen schnell bei der Hand. Für sie war sein Aufstieg der Triumph des Opportunismus schlechthin. Es wurde ihnen ein Leichtes und eine beliebte Übung, ihm

seine alten Texte und abgelegten Gesinnungen vor Augen zu führen, und zwar so, dass es richtig peinlich wurde, nämlich bei feierlichen Anlässen wie Kongresseröffnungen und Kreuzzugsaufrufen. Hinter all dieser Polemik verbargen sich jedoch nicht nur erbitterte Feindschaften, sondern oft genug auch ernste Befürchtungen: Wie würde dieser Papst regieren? Würde der ehemalige Diplomat des Kaisers den Sitz des Papsttums von Rom nach Deutschland verlegen, so wie anderthalb Jahrhunderte zuvor die dem französischen König hörigen Päpste nach Avignon übergesiedelt waren? Würde der bekennende Verehrer des schönen Geschlechts den Zölibat abschaffen? Würde der Humanist auf dem Papstthron die Kurie zum Tummelplatz leichtlebiger Literaten umgestalten?

So wurde der knapp sechsjährige Piccolomini-Pontifikat eine der ungewöhnlichsten Regierungszeiten in der langen Geschichte des Papsttums, und zwar bis heute. Mit Pius II. hielt eine neue Zeit, die Renaissance, mit ihren neuen Werten Einzug. Der Kontrast konnte kaum schroffer ausfallen. Pius' Vorgänger Kalixtus III. war ein achtzigjähriger Spanier, im Vorleben Jurist, konservativ in seiner Lebensführung und kulturell ganz und gar «mittelalterlich» geprägt. Mit dem Piccolomini-Papst aber kam die Wende: ein völlig neuer Regierungsstil, der ganz von den Vorlieben und den alles beherrschenden Selbstdarstellungs-Bedürfnissen des Herrschers bestimmt war, und damit eine Herrschaftsinszenierung, die alle Medien der Zeit konsequent nutzte, mit dem Papst als Regisseur und Hauptdarsteller des Schauspiels zugleich. Dieser Pontifex maximus – das fiel schon den scharfblickenden Zeitgenossen auf – agierte permanent auf Bühnen, die er selbst schuf und einrichtete. Zu diesen Kulissen gehörten nicht nur ländliche Idyllen an murmelnden Bächen, sondern auch eine neue Kathedrale, ein neuer Palast und ein neuer Platz im neu gestalteten Zentrum einer neu, nämlich nach dem Papst selbst, benannten Stadt. So viel umstürzend Neues verband sich – typisch für die Renaissance – mit ältesten Traditionen.

Am Ende plante der erste Renaissance-Papst einen Kreuzzug, auf dem er nach menschlichem Ermessen das Martyrium erleiden würde. Der Renaissancemensch Piccolimini-Pius inszenierte sich nicht nur lebenslang, sondern erfand sich sogar gleichsam selbst. Als Papst beschrieb er in seinen *Commentarii* nicht nur seinen Werdegang vor der Thronbesteigung, sondern auch seine Herrschaft als Papst, und zwar mit größter Ausführlichkeit. Diese «Autobiographie» ist keine nüchterne Aneinanderreihung von Fakten, sondern ein literarisches Kunstwerk, das seinesglei-

chen sucht. Es sollte zeigen, dass hinter den Irrungen und Wirrungen dieses scheinbar so wendungsreichen Lebens ein großer Plan der Vorsehung stand. Ihr Walten glättet und begradigt den angeblich so krummen Lebensweg. Um diese Einsicht eingängig zu vermitteln, erzählte Pius II. sein Leben wie eine Legende:

Der Bettelstudent besteigt nach mancherlei abenteuerlichen Verwicklungen und überstandenen Fährnissen den Thron Petri und regiert als Papst die Christenheit wie ein gütiger, doch notfalls auch strenger Vater. Der Herr – so seine Selbstdarstellung – hat von Anfang an seine schützende Hand über ihn gehalten; er hat ihn immer wieder auf die Probe gestellt und stets der nächsten Erhöhung für würdig befunden. Dass die Vorsehung auf seiner Seite ist, zeigen die vielen glücklich überwundenen Hindernisse. Wütende Seestürme verschlagen den kühnen Reisenden bis in die unmittelbare Nähe feindlicher Gestade, um ihn schließlich doch ans Ziel zu bringen. Seuchen, die ganze Landstriche entvölkern, werfen ihn aufs Krankenlager, von dem er sich nach wochenlangem Fieberdelirium wie Phönix aus der Asche tatkräftiger denn je erhebt. Im Land der trunk- und raufsüchtigen Deutschen wird der feinsinnige Gelehrte zuerst verspottet und verachtet, doch steigt er auch unter den neidischen Barbaren rasch zu hohen Ehren empor. Gott hilft dem Starken, der sich selbst zu helfen weiß.

Stark ist er, Enea Silvio Piccolomini aus ältester Adelsfamilie Sienas, durch die Gaben des Geistes und der Gelehrsamkeit. Er kommt, spricht und siegt. Seiner Beredsamkeit stellen sich viele mächtige Neider und Konkurrenten in den Weg, doch mit der Macht seiner Rede bezwingt er sie alle. Das gilt auch für die letzte Hürde auf dem Weg zum Papsttum. Im August 1458 ist die Wahl des neuen Papstes bereits abgesprochen und scheint entschieden. Hinter den Kulissen haben einflussreiche ängstliche und käufliche Kardinäle den falschen Kandidaten auserkoren, dessen Regierung ein Unglück für die Christenheit wäre. Dessen Erhebung steht unmittelbar bevor – bis Enea Silvio Piccolomini das Wort ergreift und mit überwältigender Überzeugungskraft sagt, was Sache ist. Dass die von seinem Mut geläuterten Kirchenfürsten dann vom Heiligen Geist dazu angeleitet werden, ihn selbst zum Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi auf Erden zu küren, ist von zwingender Logik: Gott will den Besten!

Mit dieser erhabenen Wendung ist das Märchen des Enea Silvio Piccolomini, der sich jetzt Pius II. nennt, noch nicht zu Ende. Jetzt erst

steuert es auf seinen Höhepunkt zu, denn die Vorsehung hat dem neuen Papst eine große Aufgabe übertragen. Er soll die Türken, die 1453 Konstantinopel erobert haben, scheinbar unaufhaltsam auf dem Balkan vordringen und bereits Ungarn bedrohen, zurückschlagen und zu diesem Zweck die Christenheit einen. Diesem Ziel wird daher der ganze Pontifikat untergeordnet. Als am Ende trotz aller Appelle und Mahnungen die Kreuzfahrer ausbleiben, beschließt der frühzeitig gealterte und erschöpfte Papst, mit eigenem Beispiel voranzugehen. Er lässt sich krank in die Hafenstadt Ancona tragen, um von dort Richtung Jerusalem und in den Tod zu fahren. Doch im letzten Moment greift die Vorsehung ein letztes Mal gnädig ein: Sie lässt den zum Selbstopfer bereiten Papst mit dem Blick auf das blaue Meer, im Angesicht seiner nahenden Flotte, leise und schmerzlos verlöschen. Ein wahrhaft schöner Tod, darüber waren sich alle einig, auch seine vielen Feinde.

Doch war es auch ein schönes Leben? Enea Silvio Piccolomini hat nicht nur sein Leben selbst beschrieben, sondern darüber hinaus zu Lebzeiten seine wichtigsten Reden selbst gesammelt und herausgegeben; nicht weniger Sorgfalt widmete er seinen zahlreichen Briefen. Auch Zensur in eigener Sache hat er reichlich geübt. In seiner neuen Rolle als geistliches und moralisches Vorbild der Christenheit war Pius II. bestrebt, manche seiner frühen Schriften so unauffällig wie möglich aus dem Verkehr zu ziehen. Zu diesem Zweck wurden Agenten ausgesandt, die diese – jetzt als kompromittierend eingestuft – Texte einziehen und einstampfen sollten, teils mit, teils ohne Erfolg.

Anstößig waren nicht nur laszive und polemische Texte. Am Anfang seiner stufenreichen Karriere war Enea Silvio Piccolomini auch an einem Komplott zur Entführung und Ausschaltung Papst Eugens IV. beteiligt. Auch dieses Unternehmen, das ihm den Kopf hätte kosten können, sollte tunlichst der Vergessenheit anheimfallen. Beim Umschreiben dieser Lebensgeschichte konnte sich der Papst auf älteste christliche Traditionen berufen. Manch prominenter Sünder hatte sich rechtzeitig zum wahren Glauben bekannt und dann in der Kirche eine große Karriere gemacht. Am Anfang stand der Christenverfolger Saulus, der zum Heidenapostel Paulus wurde. Auch der spätere Kirchenvater Augustinus war in seiner Jugend dem Lebensgenuss und falschen Lehren zugeneigt. Dazu äußerte er sich später in seinen berühmten *Retractationes*, den «Rückbesinnungen», in denen er sich selbstkritisch und zugleich zum Zweck der Selbstrechtfertigung von seinem früheren Leben los-

sagte. An solchen Abrechnungen mit sich selbst ließ es auch Pius II. nicht fehlen: Verwerft Aeneas, nehmt dafür Pius an, so lautete die Standardformel, mit der er als Papst sein Leben in zwei Hälften teilte. Sie sollte zeigen, dass er wie seine illustren Vorbilder nach einer Phase der Verblendung zu Gott gefunden hatte und dafür belohnt worden war. Vergesst den «heidnischen» Dichter, folgt dem christlichen Gelehrten an der Spitze der Kirche: Diesem Appell konnte man sich anschließen oder verweigern, das galt schon für die Zeitgenossen. Wer die Wendung glaubwürdig fand, konnte sich nicht nur auf die berühmten Präzedenzfälle, sondern auch auf eine Fülle von Selbstzeugnissen – Briefe, historische Werke, Memoranden – stützen; in ihnen zeichnete sich die Wandlung des Aeneas zu Pius als eine lebenslange, schließlich von Erfolg gekrönte Suche nach der Wahrheit, ihren Ausdrucksformen und Institutionen, ab. Die Selbstaufopferung für den Türkenkrieg, der auf ein Martyrium hinauslaufen musste, besiegelte schließlich dieses Ringen um den Glauben und um das Vertrauen der Gläubigen. Damit schien bewiesen, dass es dem späteren Papst immer nur um das eine gegangen war: um das Wohl der Christenheit, zuerst auf der Seite des Konzils und dann auf der des Papstes.

Doch auch die Verfechter des entgegengesetzten Standpunkts sahen sich in ihrer Auffassung vielfältig bestätigt. Hängte Enea Silvio nicht mit unfehlbarer Witterung sein Mäntelchen nach dem Winde? Schrieb er nicht in einem berühmten Brief mit geradezu epikuräisch anmutender Gelassenheit, dass er nicht das Laster, sondern das Laster ihn verlasse? Und betrieb er später nicht einen beispiellosen Kult um seine eigene Person? Konnte man so vielen Herren dienen und sich als Herr trotzdem treu bleiben? Die Frage nach der «Echtheit» oder «Verlogenheit» von Piccolominis Werdegang und speziell seiner «Lebenswende» zieht sich bis heute untergründig durch seine Lebensbeschreibungen. Der moralisierende – anklagende oder verherrlichende – Grundton so vieler Texte bis in die Gegenwart macht zumindest eines deutlich: Der Gelehrte und Dichter, der zur höchsten Würde der Christenheit aufstieg, fasziniert bis heute. Er selbst hat seinen Bewunderern das Verehrungsmuster vorgegeben: Der arme Scholar, der kraft seiner Intelligenz zu höchsten Würden aufstieg – damit konnten (und können) sich Professoren bis heute lebhaft (und wohl auch etwas neidisch) identifizieren. Auf diese Weise konnten bildungsprotestantische Autoren Pius II. zugleich als letzten «guten» Papst vor Beginn des Unheils in Schutz nehmen: als

Vertreter einer «christlichen» Renaissance, die bei aller Laxheit in manchen moralischen Fragen auf die sittliche Eigenverantwortung und Selbstvervollkommnung des Menschen abzielte, und damit als letzten Vertreter eines Renaissance-Papsttums, das sich seiner theologischen und sittlichen Verantwortung gegenüber der Christenheit noch bewusst war. Nach Pius II. die Sintflut – mit dieser Ehrenrettung stand der Piccolomini-Papst in krassem Gegensatz zu seinen Nachfolgern, die wie Alexander VI. Borgia auf Kosten der Kirche ihre Familie groß machten oder wie Julius II. in eigener Person ihrem Heer zur Rückeroberung verlorener Städte voranzogen. Der Literaten-Papst Pius II. läßt nicht nur zum Schulterchluss über ein gutes halbes Jahrtausend hinweg ein, er verführt geradezu zur Sympathiebekundung. Wer wollte einem Papst seine Zuneigung versagen, der toskanische Landschaften so eingängig und anheimelnd beschrieb, der mit seinen Sekretären Schneeballschlachten austrug und Milch aus der rauen Schale einfacher Bauern trank? Wer war so verhärtet, einem Gelehrten seinen Respekt zu verweigern, der sich mit der unstillbaren Neugierde des Altertumsforschers von einer etruskischen Ruinenstätte zur anderen tragen ließ, Inschriften entzifferte und flugs historische Texte darüber verfasste? Ein Papst, der dem Studium der *bonae litterae*, der «guten Wissenschaften» der Antike, so rückhaltlos ergeben war, der lebte, um zu forschen und zu schreiben, ist einer von uns! Diese Reaktion stellt sich bis heute fast reflexhaft ein. Dabei sollten sich diejenigen, die in Pius II. sich selbst und ihre Werte wiederzuerkennen glauben, bewusst sein, dass es sich dabei um ein sorgsam entworfenes Selbstbild, modern ausgedrückt: um ein perfekt konstruiertes Image handelt.

Die Selbstdarstellung Pius II. in seinen zahlreichen Texten war das Ergebnis sorgfältig ausgearbeiteter und konsequent umgesetzter Strategien. Als exemplarischer Mensch der Renaissance war Enea Silvio Piccolomini erfolgreich darum bemüht, ein perfekt ausgestaltetes Bild von sich selbst zu erzeugen, zu verbreiten und auf Dauer lebendig zu halten. Dieser Wille, die eigene Außenwirkung zu bestimmen, galt nicht nur für die Gegenwart, sondern mindestens ebenso sehr für die Zukunft und damit für die Nachwelt. Er schlug sich in vielen genau aufeinander abgestimmten Einzelmaßnahmen nieder. So verbot Pius II. in einer feierlichen Bulle, auch nur die geringste Einzelheit in der Kathedrale von Pienza, dem selbst entworfenen Museum seines Lebens, zu verändern – in diesem Fall erfolglos: Erdbeben und statische Probleme

machten Renovierungen und Umbauten unumgänglich. Doch insgesamt war und ist der Versuch des Gelehrten-Papstes, das Bild seines Lebens über den Tod hinaus zu bestimmen und dadurch die Deutungshoheit über das eigene Dasein für alle Ewigkeit zu behaupten, von erstaunlichem Erfolg gekrönt.

Dass sich seine Version so nachhaltig durchsetzte, ist in erster Linie auf die *Commentarii* zurückzuführen. Diese «Kommentare» verfasste Pius II. überwiegend zwischen Ostern 1462 und Weihnachten 1463. Nach einer knappen Beschreibung seiner Jugend und etwas eingehenderen Ausführungen zu seinen Aktivitäten als Diplomat, Bischof und Kardinal weitet sich diese Autobiographie schließlich zu einem Herrschaftsbericht von epischer Breite und Größe, in der das Wirken der Vorsehung als Leitmotiv immer beherrschender hervortritt.

Diese Selbstbeschreibung als regierender Papst wirkt passagenweise herzerfrischend unbekümmert und ist doch ausgefeilt bis ins letzte Detail. Scheinbar regellos, doch in Wirklichkeit genau aufeinander abgestimmt folgen Ereignisberichte, ausführliche historische Exkurse, Nachrufe auf berühmte Verstorbene, selbst gehaltene Reden und Unterredungen mit fremden Gesandten aufeinander. Idyllische Landschaftsschilderungen wechseln sich mit dramatischen Begebenheiten ab, die den Papst, der sich an den Schönheiten der Schöpfung labt, jäh in eine sündige, von Hab- und Machtgier besessene Welt der Politik zurückstoßen. Scheinbar ebenso willkürlich, doch in Wahrheit gleichfalls genau durchkomponiert fügen sich erbauliche und komische Anekdoten sowie gelehrte Abhandlungen über die Ursprünge von Familien, Nationen und Staaten in eine Chronik der laufenden Ereignisse ein. In ihnen kämpft der Papst als Stellvertreter Christi immer heroischer und schließlich allein gegen die Kräfte der Trägheit, der Gleichgültigkeit und der Zerstörung an. Wer seine «Memoiren» gelesen hat, dem prägt sich das Selbstbild des Verfassers unauslöschlich ein. Darin besteht die Kunst des Literaten und der Genuss des Lesers. Für den Historiker aber ist die Eingängigkeit des Textes ein Risiko, denn er ist nur allzu leicht geneigt, ihn für bare Münze zu nehmen. Giovanni Antonio Campano und Bartolomeo Sacchi, genannt Platina, Pius' zeitgenössische Biographen, stimmten ähnliche Töne an, und zwar aus guten Gründen. Campano verdankte dem Piccolomini-Papst viel. Am Ende brachten ihm lange Jahre treuer Dienste sogar die Bischofswürde ein. Die Lebensbeschreibung des Wohltäters ist somit ganz im Zeichen der Verehrung und

Dankbarkeit gehalten. Sie stimmt mit dessen Selbstporträt in allen Hauptpunkten nicht nur überein, sondern steigert die darin angelegte Verherrlichung weiter.

Platina, der zahlreiche Papstbiographien, nicht immer zur Freude der Kurie, verfasste, war Pius weniger Gegenleistungen schuldig als Campano, doch hatte er mit dessen Nachfolger Paul II. so manche Rechnung offen. Unter der Regierung des venezianischen Papstes war er der Verschwörung gegen diesen bezichtigt worden, hatte im Kerker geschmachtet und noch Schlimmeres befürchten müssen. So war es kein Wunder, dass Paul II. unter seiner Feder zum barbarischen Kulturbanausen mutierte und sein Vorgänger, Pius II., dafür in umso hellerem Licht dastand. Darüber hinaus haben mit Jacopo Ammanati und Goro Lolli zwei der engsten Vertrauten des Piccolomini-Papstes wichtige Quellen für eine erweiterte Lebensbeschreibung hinterlassen. Dass diese sich nahtlos in das von Pius selbst errichtete Lebenskonstrukt einfügen, überrascht nicht: Ammanati war entfernt mit den Piccolomini verwandt, wurde von Pius adoptiert und zum Kardinal erhoben. Lolli war Pius' Cousin, neben Ammanati sein engster Vertrauter und wurde durch ihn zum reichen Mann.

Wer immer Pius' Leben wissenschaftlich, das heißt ohne jede Parteinahme pro oder contra, schreiben will, sieht sich dieser festgefügt Front der Quellen gegenüber. Natürlich ist sie nicht völlig geschlossen. Ein so vielbeschäftigter Diplomat, wie es Enea Silvio Piccolomini vor seiner Wahl zum Papst war, erscheint selbstverständlich auch in Dokumenten, auf deren Entstehung er keinen Einfluss hat, wird also zum Gegenstand der Fremdwahrnehmung; als Papst zieht er die Aufmerksamkeit der anderen noch viel stärker auf sich. Das gilt vor allem für die Diplomaten befreundeter Mächte. So verfasste allein Ottone del Carretto, der Gesandte des Mailänder Herrschers Francesco Sforza, im Durchschnitt einen Bericht pro Tag, in besonders aufregenden Zeiten griff er sogar alle sechs Stunden zur Feder. Dadurch ist viel über den Alltag des Papstes und seiner engsten Umgebung bekannt. Darüber hinaus vermittelt Carretto, der den Papst in politisch wie militärisch kritischen Momenten beriet, tiefe Einblicke in dessen Denken und Fühlen. Trotzdem zeichnet sich der für Pius II. so kennzeichnende Polarisierungseffekt – entweder rückhaltlos dafür oder mit aller Entschiedenheit dagegen – oft genug auch in diesen Fremdzeugnissen ab.

Sind Pius' Texte über sich selbst damit als Zeugnisse für seine Persön-

lichkeit und seine Regierung unbrauchbar? Es kommt auf die Betrachtung an. Als virtuos angelegtes Gesamtkunstwerk der Propaganda in eigener Sache, als höchster Ausdruck eines selbst erzeugten Images und des dahinter stehenden Wirkungswillens sind sie von unschätzbarem Wert. Aus ihnen lässt sich erkennen, wie Pius II. sich selbst sah und von außen gesehen werden wollte. Was ihre Faktengenauigkeit betrifft, ist jedoch häufig Misstrauen angebracht. Es reicht so weit, dass man keine für die Einschätzung des Papstes und seiner Regierung bedeutsame Aussage unbesehen, das heißt: ohne unverdächtige Gegenprobe, glauben sollte. Damit soll der Piccolomini-Papst nicht als notorischer Geschichtsfälscher abgestempelt werden. Seine *Commentarii* sind für den Historiker ein Dokument der Selbstdarstellung, ja, über weite Strecken ein regelrechter Lebensroman. Für ihren Verfasser aber waren sie ohne Zweifel ein authentischer Tatenbericht, der sich die Freiheit nahm, ungefüge Fakten so zu ordnen, dass sie den von der Vorsehung diktierten Sinn der Geschichte widerspiegeln.

Wie lässt sich diese Deutungshoheit weiter aufbrechen? Zu den Lebensstationen vor dem Pontifikat ist in anderthalb Jahrhunderten wissenschaftlicher Pius-Forschung bis heute wenig Neues zusammengetragen worden. Für Pius' Regierungszeit sieht es in dieser Hinsicht etwas günstiger aus, doch sind auch für die Jahre von 1458 bis 1464 keine wirklich umstürzenden Entdeckungen zu verzeichnen. In vieler Hinsicht neue Sichtweisen und Perspektiven hat hingegen die Forschung zur europäischen Geschichte des 15. Jahrhunderts und damit zu Piccolominis Lebensstationen geliefert: zum Konzil von Basel, aber auch zum Böhmen der Hussiten, in das der Diplomat Piccolomini reiste, zu Kaiser Friedrich III., dem er als Sekretär diente, und nicht zuletzt zur römischen Kurie, zu deren Haupt er nach nicht einmal zweijährigem Kardinalat aufstieg. Ebenso hat die kultur- und speziell literaturhistorische Forschung zum Humanismus des 15. Jahrhunderts und damit direkt oder mittelbar auch zu Piccolominis Texten mancherlei neue Erkenntnisse gewonnen. Schließlich hat sich in den letzten Jahrzehnten ein neues Bild der Renaissance und damit Italiens, seiner Kultur, seiner Gesellschaft und seiner Staatenwelt, zeichnen lassen, in dem sich Tradition und Innovation spannungsreich verbinden. Vor diesem Hintergrund lohnt es sich, neue Fragen an die faszinierenden Quellen zu richten und ein neues Bild des Mannes zu zeichnen, der vielleicht am klarsten zeigt, wie der viel beschworene Mensch der Renaissance wirklich war: expe-

rimentierlustig und konservativ, sinnlich und fromm, individuell und standesbewusst, antikengläubig und beobachtungsfreudig zugleich.

Ein weiterer verschütteter Zugang öffnet sich über die Herkunft des Helden. Der künftige Papst wird arm geboren, doch die Piccolomini zählen zum ältesten und vornehmsten Adel der Republik Siena und damit zu den großen Familien Italiens. Der «netzwerklose» Aufsteiger, der sich alles durch eigene Leistung erkämpfen muss, stellt sich damit als wirkungsvollste Mythenbildung Pius' II. überhaupt dar. In Wirklichkeit sieht und fühlt sich Enea Silvio Piccolomini als Aristokrat durch und durch. So handelt und verhandelt er zum Beispiel auch mit der Republik Siena, in der er den Adel wieder an die Macht zu bringen versucht. Auf diese Weise stellt sich das Bild des Humanisten, der Papst wurde, vielschichtig und nicht selten widersprüchlich dar. Der Lobredner Deutschlands, der zwischen Donau, Rhein und Elbe blühende Landschaften entdeckt, verachtet deren Bewohner als Barbaren; der wendige Diplomat, der sich durch gute Dienste Stufe für Stufe emporgearbeitet hat, weiß sich seinen vielen wechselnden Herren durch Geist und Bildung weit überlegen; der Papst, der diese letzte und schwierigste Inszenierung als Vater der gesamten Christenheit perfekt einstudiert hat, fällt durch leidenschaftlichen Hass gegen seine vielen Feinde immer wieder aus dieser Rolle; der Lobredner einer heiter ausgelebten Sexualität kritisiert und ahndet sittliche Verfehlungen von Fürsten und Kirchenfürsten mit unzeitgemäß anmutender Strenge; der hellsichtige Kritiker der kirchlichen Zustände ernennt selbst Kardinäle von zweifelhafter Würdigkeit; der frisch gewählte Papst, der unter Tränen seine Unwürdigkeit für dieses Amt betont, setzt sich als Pontifex maximus wenig später in Pienza das monumentale Denkmal eigener Größe. Alle diese Widersprüche lassen sich durch die Logik einer Lebensgeschichte auflösen, die auch ohne romanhafte Zutaten märchenhaft anmutet.

– 1. –

VON CORSIGNANO NACH SIENA

1405–1431

Jugend auf dem Dorf

Enea Silvio Piccolomini wurde 1405 als Sohn des Silvio Piccolomini und der Vittoria Forteguerra in Corsignano, etwa dreißig Kilometer südlich von Siena, geboren. Er selbst gab als seinen Geburtstag den 18. Oktober an, das Fest des Evangelisten Lukas. Für einen später so wortmächtigen Redner und fruchtbaren Schriftsteller war das der ideale Zeitpunkt, um das Licht der Welt zu erblicken. So ist schon an der ersten Station der Vita gesundes Misstrauen angebracht. Dass der künftige Papst dem Zufall nachhalf, geht aus einem Eintrag im Manuskript seiner Lebenserinnerungen hervor, wo er selbst den Tag des heiligen Bartholomäus als sein Geburtsdatum ausstrich. Den Namen dieses Märtyrers, dem der Legende nach in Indien bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen wurde, erhielt der Knabe auch als dritten Vornamen bei der Taufe. Enea Silvio hatte sein Großvater geheißsen, Silvio sein Vater, so dass allein «Bartolomeo» aus der Familientradition herausfiel. Daher spricht alles dafür, dass Enea Silvio Bartolomeo am Fest dieses Heiligen geboren wurde. Dieses fiel in Rom auf den 25. August, wurde allerdings in Corsignano schon einen Tag vorher begangen. Der 24. August aber war – wie jeder in der Geschichte bewanderte Italiener wusste – ein *dies ater*, ein kolossaler Unglückstag: Am 24. August des Jahres 79 brach der Vesuv aus und legte die Städte Pompeji und Herculaneum in Schutt und Asche; einen Tag später kam dabei der große Gelehrte Plinius der Ältere ums Leben. Für einen Gelehrten wie Enea Silvio Piccolomini, der wie alle Humanisten die großen Autoren der Antike als leuchtende Vorbilder verehrte, war es daher ein Unding und mit seiner Ehre unvereinbar, an einem Tag mit einem so breiten Trauerrand zur Welt gekommen zu sein.



Als Geburtsort eines so großen Mannes für zu klein befunden und deshalb umgebaut und umgetauft: Aus Corsignano wurde daher Pienza, die Stadt Pius'II. Mit Ausnahme des Doms und der Loggia des Piccolomini-Palastes aber zeigt sich das Städtchen auf dem Hügelrücken dem Reisenden wie zu Lebzeiten seines bekanntesten Sohnes.

«Piccolomini» klingt fast wie «piccoli uomini», kleine Männer. Der kurz gewachsene Papst konnte in entspannter Atmosphäre mit diesem Wortspiel über sich selbst lachen – der Kontrast zu seiner Position als Stellvertreter Christi auf Erden, doch auch zum Rang seiner Vorfahren war so groß, dass er zur Heiterkeit reizen musste. Denn dieser war hoch, wie der Papst am Beginn der *Commentarii* hervorhebt: Die Familie Piccolomini war von Rom nach Siena und damit in eine Stadt übersiedelt, die zu den ältesten und vornehmsten Italiens zählte, solange dort der Adel regierte. Während dieser Zeit stachen die Piccolomini in den Wissenschaften und im Waffenhandwerk hervor und nannten zahlreiche Festungen sowie ländliche Orte ihr Eigen. Doch als die Macht in Siena vom Adel in die Hand des Pöbels überging, ging es mit den Piccolomini wie mit den anderen aristokratischen Familien entschieden bergab.¹

Dieser knappe Abriss der Familiengeschichte strotzt vor Ressentiments und Schuldzuweisungen: Nur adelige Herrschaft bietet die Voraussetzungen für eine gute Regierung; wo das gemeine Volk das Sagen hat,

verfallen die Werte und die Geschlechter, die sich diesem Missbrauch entgegenstellen. Zum politischen Unrecht, das die Piccolomini erleiden mussten, kam laut Pius II. die Ungunst des Schicksals hinzu. Der Großvater, Enea Silvio der Ältere, starb in jungen Jahren, vor der Geburt seines Erben, dessen Besitz von verantwortungslosen Vormündern in alle Winde verstreut wurde. Immerhin gelang es Pius' Vater Silvio nach Erreichen der Volljährigkeit, einen bescheidenen Rest des früher so üppigen Familienbesitzes in Corsignano zu retten und auf dieser prekären wirtschaftlichen Grundlage eine Familie zu gründen. An eine Haushaltsführung im teuren Siena – so der auf seine Anfänge zurückblickende Papst weiter – war jedoch nicht zu denken, zumal Vittoria Forteguerra Piccolomini ihrem Gatten nicht weniger als achtzehn Kinder, darunter mehrere Zwillingspaare, gebar. Von diesen zahlreichen Nachkommen blieben jedoch nur zehn am Leben; das Erwachsenenalter erreichten sogar nur drei Sprösslinge, Enea Silvio Bartolomeo sowie seine Schwestern Laudomia und Caterina. Damit forderte der Tod einen Tribut, der deutlich über dem ohnehin schon sehr hohen Durchschnitt der Kindersterblichkeit lag – falls die Angaben stimmen. Wenn so viele Geschwister einer «unerbittlichen Krankheit» zum Opfer fielen, wurde dem einzigen männlichen Überlebenden des Geschlechts eine herausragende Rolle zugewiesen. Konstruierte der spätere Papst damit einen ersten Fingerzeig des Schicksals?

Dass die Piccolomini seit dem 12. Jahrhundert in Stadt und Republik Siena eine Spitzenposition innehatten, lässt sich aus zahlreichen Quellen belegen. In der aristokratisch geführten Regierung bekleideten sie regelmäßig Führungsämter, auf dem Land besaßen sie verschiedene Lehensherrschaften mit eigener Jurisdiktion und dem Recht, von den Vasallen Abgaben einzuziehen. Diese feudale Herrlichkeit, gepaart mit einer innerstädtischen Machtstellung, ließ sich im 14. Jahrhundert immer weniger behaupten; das galt nicht nur für die Piccolomini, sondern auch für andere, mit ihnen verbündete oder verschwägte Adelsclans wie die Tolomei, Salimbeni oder Forteguerra. Doch mit dem Verlust an politischem Einfluss war keineswegs zwangsläufig der ökonomische Niedergang verknüpft. Die «Pöbelrepublik» Siena für die ärmlichen Lebensumstände seiner Jugend verantwortlich zu machen, war für Pius eine späte Rache an den Feinden seiner Familie.

In Wirklichkeit führen die meisten großen Geschlechter mit dem «volkstümlichen» Regiment gar nicht einmal schlecht, auch wenn sie

seit dem Ende des 13. Jahrhunderts von den zentralen Regierungsämtern ausgeschlossen waren. Durch ihre Vernetzung mit regierungsfähigen Familien, die ihnen für finanzielle und sonstige Gunsterweise Gegenleistungen schuldeten, konnten sie ihre Interessen bestens wahren. Dazu kam ihr konkurrenzlos hohes Sozialprestige. Der sienesische Adel war mit vielen anderen führenden Sippen Italiens verwandt, auf höfischem Parkett gewandt und dadurch für die Republik im diplomatischen Verkehr mit anderen Mächten unverzichtbar. Darüber hinaus hatte sich der Lebensstil der alten Führungsschicht und ihrer Konkurrenten aus dem «Volk» im Lauf der Zeit weitgehend angeglichen. Auch die adeligen Sippen verschmähten die lockenden Gewinne aus Textilproduktion und Großhandel nicht. Sie gründeten früh Firmen von europäischem Rang und widmeten sich mit derselben Hingabe wie ihre weniger vornehmen Mitbürger den Geldgeschäften. Doch obwohl – oder gerade weil – sich die Elite Sienas im Lebensstil anglich, vertieften sich die Trennlinien zwischen den Familien; begründet wurden diese Abgrenzungen bezeichnenderweise mit unvereinbaren Traditionen und Werten.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts zerfiel die politische Klasse Sienas nach republikanischer Staatsideologie in drei Großgruppen: in die ebenso arroganten wie unfriedfertigen Aristokraten, die geldgierigen Großhändler, die den Gewinn mehr liebten als das Vaterland, und in das gute Volk, das kein anderes Ziel verfolgte, als gottgefällig und zum Wohl des Nächsten zu leben. Und mit Gottes Hilfe hatte das Volk nach dieser Lesart denn auch seine neidischen Rivalen ausgeschaltet und das Ruder des Staates in die eigenen Hände genommen.

Die soziale und politische Realität war jedoch komplexer. Siena war unter der Herrschaft des «Volkes» alles andere als eine Demokratie. Tatsächlich dominierten im 15. Jahrhundert Familien, die ursprünglich dem Mittelstand der Handwerker und Ladenbesitzer angehört hatten, doch im Laufe der Zeit ebenfalls zu Rang und Vermögen gelangt waren. Diese im Lebensstil kaum noch nachvollziehbare Unterscheidung zwischen «Adel» und «Volk» wurde dadurch aufrechterhalten, dass jede Familie einem *Monte* (wörtlich: Berg) zugeordnet war. Familien aus unterschiedlichen *Monti* heirateten zwar längst untereinander, doch wurde die Ämterlaufbahn weiterhin durch die ererbte Zugehörigkeit bestimmt. Zum lebenslangen Ärger Enea Silvio Piccolominis waren sowohl der *Monte* der «Edelleute», zu dem die Piccolomini zählten, als auch der *Monte* der «Zwölf» (*Dodici*), zu dem die Bankiers gehörten, die



Sienas «Skyline» mit ihren trutzigen Geschlechtertürmen lässt erahnen, wie konfliktrüchig und gewalttätig es in der südostkanischen Republik zunging. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts zählte die Familie Piccolomini zu den Verlierern dieses Kampfes um Einfluss und Ressourcen. Ausschnitt aus einem Fresko Pintoricchios in der Dombibliothek von Siena (vgl. S. 159 mit einem anderen Ausschnitt aus dem gleichen Fresko).

ihm als Papst besonders verbunden waren, von der Regierung der Republik ausgeschlossen. Edelleute und Großkaufleute wieder an die Spitze Sienas zurückzuführen, wurde ihm daher zu einem vorrangigen Anliegen.

Sein Vater – so der Papst weiter in seinen Memoiren – versuchte, das Beste aus seiner misslichen Lage zu machen. Er erlernte die Sieben

Freien Künste, absolvierte also ein Grundstudium mit den Schwerpunkten Latein und Mathematik sowie etwas Musik und Astronomie. Danach suchte er sein Glück da, wo der Name seiner Familie noch etwas zählte, nämlich am aristokratisch geprägten Hof der Visconti in Mailand. Dort war er nach den spärlichen Auskünften seines Sohnes als Soldat tätig und wurde schließlich durch «verschiedene Zufälle»² gezwungen, in die Heimat zurückzukehren. Diese bewusst vage Formulierung deutet diskret an, dass Silvio Piccolomini trotz seiner «vorzüglichen Erziehung»³ in der mailändischen Metropole keinen Erfolg hatte. Hochgeborene Hungerleider landeten bei Hofe eben auf den hinteren Bänken, wenn sie nicht über ungewöhnliche Talente verfügten. Für Enea Silvio war damit ein klares Gegenbild geschaffen. So wie sein Vater, der alle Hoffnungen auf Aufstieg und Größe früh begraben musste, wollte er nicht enden: als Haupt einer viel zu großen Familie auf einem viel zu kleinen Gut, aus der angestammten Wirkungsstätte seiner Vorfahren vertrieben, in einem gottverlassenen Nest abseits von Verkehr und Kultur.

Wie und wovon die Familie Piccolomini in Corsignano wirklich lebte, lässt sich nur noch in Umrissen ermitteln. In besseren Zeiten hatte sie die Lehenshoheit über das Dorf besessen, dessen Einwohner ihnen für die Überlassung von Land Abgaben schuldeten. Doch von diesen feudalen Rechten waren allenfalls Restbestände übrig geblieben. Pius II. begnügt sich mit der Feststellung, dass er in seiner Jugend unter der Leitung seines Vaters «gewissen ländlichen Geschäften»⁴ nachgegangen sei. Phantasiebegabte Biographen sahen daraufhin den künftigen Papst Schafe hüten und Zwiebeln pflanzen. In der Tat ist es wahrscheinlich, dass er selbst mit Hand anlegen musste, doch wie und wo bleibt offen. Auch wohlhabende Familien pflegten die Eigenversorgung mit Produkten von ihren Landgütern. Zudem war es für einen Adligen zu keinem Zeitpunkt ehrenrührig, seinen eigenen Grund und Boden zu bearbeiten, ganz im Gegensatz zum Dasein als Kleinhändler hinter dem Ladentisch. Hinter dem Pflug zu stehen, stählte Körper und Sinn, ein Krämerleben hingegen machte engherzig und feige: Nach dieser Devise bewahrte Silvio Piccolomini für sich und seine Nachkommen das kostbarste Gut der Familie: die Ehre und damit die Hoffnung auf künftigen Wiederaufstieg.

Diese Ehre muss schon für den Knaben Enea Silvio spürbar gewesen sein. Wie auch immer es um das Vermögen seiner Familie bestellt war,

als ein Abkömmling der Piccolomini, der alten Herrenfamilie, genoss er im Mikrokosmos des Dorfes ohne Frage Prestige und Ehrenrechte. Diese Sonderstellung zeigte sich etwa im Elementarunterricht, den ihm der Dorfpfarrer erteilte; darin waren die Anfangsgründe des Lateinischen eingeschlossen, der Sprache, die der Gelehrte später nach eigener, doch auch von vielen Konkurrenten geteilter Einschätzung so vollendet wie kaum ein anderer lebender Mensch beherrschen sollte.

Pius II. selbst erzählt in seinen Erinnerungen zu seinen ersten achtzehn Lebensjahren über diese dürren Fakten hinaus nur noch zwei kurze Geschichten. Beide handeln von unerwarteter, um nicht zu sagen: wunderbarer Rettung aus höchster Gefahr. Im Alter von drei Jahren sei er beim Spielen mit Gleichaltrigen von einer hohen Mauer auf einen Felsen gefallen und habe sich dabei schwer am Kopf verletzt. Von seinen Eltern schon aufgegeben, sei er von seinem Paten, einem Self-made-Arzt ohne Studium, geheilt worden. Dieses Vertrauen in die Künste der ungebildeten, aber praxiserfahrenen und naturnahen «Empiriker» sollte Enea Silvio lebenslang bewahren; nach eigener Erzählung rettete es ihm einige Jahrzehnte später ein zweites Mal das Leben. Der zweite Unfall war noch viel gefährlicher: Im achten Lebensjahr wurde Enea Silvio von einem wütenden Ochsen auf die Hörner genommen und in die Luft geschleudert. Er überstand diese Todesgefahr mehr durch göttliche Hilfe als durch Menschenwerk.⁵

Diese Geschichte bringt zugleich ein Leitmotiv seines Lebensberichts zum Ausdruck: Die Welt ist kein Paradies mehr, auch wenn die ländliche Idylle zeitweise solche Eindrücke erwecken mag; die zerstörerischen Kräfte toben sich wild und ungehemmt darin aus. Deshalb ist stete Wachsamkeit vonnöten, denn der nächste Einbruch des Bösen kommt bestimmt. Doch Gott schützt den Tapferen, den er zu einem hohen Geschick vorherbestimmt hat; auch das wurde zur Grunderfahrung dieses Lebens, zumindest im Rückblick.

Pius' Biograph Platina fügt eine noch frühere Anekdote hinzu. Im Wochenbett habe seine Mutter Vittoria geträumt, dass sie einem Knaben mit Mitra das Leben geschenkt habe. Doch statt sich darüber zu freuen, sei sie zutiefst erschrocken. In ihren Augen gehörte die Bischofsmütze, die der Neugeborene in ihrem Traum trug, zur Schandkleidung von Ketzern, die zur Abschwörung oder Hinrichtung geführt wurden. Diese Angst habe sie erst abgelegt, als sie hochbetagt erfuhr, dass Enea Silvio zum Bischof von Triest ernannt worden war. Pius selbst erzählt

diese Geschichte nicht, obwohl sie gut zu den zahlreichen Orakeln und Vorzeichen gepasst hätte, die ihm eine große Zukunft voraussagten. Für diese Verschwiegenheit gab es einen guten Grund: Bis über die Mitte seines Lebens hinaus stand er aus römischer Sicht einem Ketzer näher als einem Bischof.

Studium in Siena

Ungewöhnlich spät, nämlich mit achtzehn Jahren, begab sich Enea Silvio Piccolomini zum Studium nach Siena; in diesem Alter hatten andere Patriziersöhne schon ihre ersten Diplome in der Tasche. In der Hauptstadt der südtoσκanischen Republik kam er bei der Familie Lolli, Verwandten seiner Großmutter väterlicherseits, unter. Die Lolli zählten nicht zum Adel, waren aber mit den Tolomei, einem der angesehensten aristokratischen Geschlechter, verwandt und genossen in Siena einiges Prestige. In ihrem Haus war der arme Verwandte Enea Silvio Piccolomini erst einmal nur ein zusätzlicher Kostgänger. Andererseits hatte er in Siena auf Schritt und Tritt die Zeugnisse einer größeren Familienvergangenheit vor Augen. So waren die Forteguerra, die Vorfahren seiner Mutter, die Patrone der Kathedrale. Auch die Piccolomini hatten wie die Tolomei Kirchen und Klöster gegründet; darüber hinaus durften sie sich rühmen, schon im 12. Jahrhundert an Kreuzzügen teilgenommen zu haben.

Der eigenen Sippe und ihren Verwandten wieder zum verdienten Rang in ihrer Heimat zu verhelfen, wurde für den mittellosen Studenten aus Corsignano zum Lebensziel. Der Aufstieg «neuer Männer» bis an die Spitze von Staat und Gesellschaft war nicht nur in Siena verpönt; wer es dennoch schaffte, wurde meistens als gieriger Parvenü und damit als ebenso abstoßende wie komische Figur abqualifiziert. Wer jedoch von vornehmer Abkunft war und nur durch unverdiente Armut unten gehalten wurde, durfte danach streben, sich und den Seinen den ihnen gebührenden Platz zurückzuerobern. Im Falle Enea Silvio Piccolominis setzte die als ungerecht empfundene Zurückstufung die stärksten Energien frei.

Worauf sie sich richteten, hat sein jüngerer Cousin Gregorio Lolli, der von seinen Freunden Goro genannt wurde, in Briefen und anderen Zeugnissen festgehalten; gemeinsam ist ihnen allen der Ton rückhalt-

loser Verehrung. Bis spät in die Nacht hinein, nicht selten bis zum Morgengrauen habe Enea Silvio beim flackernden Licht der Kerze studiert. Diese Begeisterung galt nicht den Sieben Freien Künsten, die nach traditioneller Auffassung den Anfangsgrund allen Wissens darstellten, und auch nicht den Fachbüchern der Rechtswissenschaft, die er danach studierte. Gegenstand des Entzückens in diesen schlaflosen Nächten waren vielmehr die antiken Autoren: Wie Cicero zu schreiben und wie Vergil, Ovid oder Tibull zu dichten, wurde zum alles beherrschenden Ziel des verarmten Adeligen.

War das nicht eine brotlose Kunst? Die Vorbildlichkeit der großen römischen Schriftsteller hatten Francesco Petrarca und seine Nachfolger schon ein Menschenalter zuvor entdeckt. Um sich dieses als klassisch verstandene Latein nach den Verformungen und Verrohungen des «mittleren Zeitalters» wieder anzueignen und die antike Literatur erneut zu pflegen und zu verbreiten, wurde ein neuer Studiengang ins Leben gerufen, der sich *studia humanitatis* nannte. Dazu gehörten als Grundlage Grammatik und Rhetorik, auf die Geschichte, Moralphilosophie und Dichtung aufbauten. Viele der Humanisten – wie man die Vertreter dieser Avantgarde-Kultur nach ihren Studien nannte – verfassten darüber hinaus pädagogische und politische Traktate, die letzteren vor allem zur Erziehung der Mächtigen. Sie erhoben den Anspruch, ihre Mitmenschen zu einem gottgefälligen Leben in Gesellschaft und Staat anzuleiten, und traten damit in Konkurrenz zur Kirche und zu den Theologen. Die Polemik der frühen Humanisten wie Coluccio Salutati und Leonardo Bruni, die beide in Florenz tätig waren, richtete sich jedoch nicht gegen den alleinigen Wahrheitsanspruch des Christentums oder gegen die Lehren der Kirchenväter, sondern gegen die mönchische Lebensweise und die ihr zugrunde liegende Wertordnung, wonach ein Dasein hinter Klostermauern, außerhalb der Welt und ihrer Gefährdungen, einer Existenz in der Familie, dem Geschäft oder der Politik dem Seelenheil zuträglicher sei. Genau umgekehrt, so argumentierten die Humanisten, hatte es Gott gewollt: Wer mitten im Leben dem Gemeinwohl diene, erfülle den Willen des Herrn, nicht derjenige, der sich in egoistischer Selbstbespiegelung ausschließlich seinem eigenen Heilsstand widmete und wie ein geiziger Kaufmann gute Werke verrichtete, um damit seinen Kontostand bei Gott zu verbessern. Doch um ein vorbildliches und nützliches Leben zum Wohle des Nächsten und der Gemeinschaft zu führen, bedurfte es, so die Humanisten, ganz neuer Erziehungsmetho-

den. Die wichtigste davon war das Studium der *bonae litterae*, der antiken Modelltexte, unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers.

Solch einen Studien- und Seelenführer hatte Enea Silvio Piccolomini im Hause Lolli nicht. Er musste sich das heiß begehrte Wissen und die schriftstellerischen Fähigkeiten im Wesentlichen selbst erwerben. Doch fand sich unter den Professoren der Universität Siena mit Mariano Sozzini immerhin ein Jurist, der nicht nur den trockenen Fachjargon und die formelhaften Texte der Tradition lehrte, sondern seine Gelehrsamkeit in ein geschmeidigeres und eleganteres Latein einzukleiden verstand und darüber hinaus den Enthusiasmus seiner Studenten für die Autoren der Antike teilte. Diesem Lehrer widmete Enea Silvio Piccolomini später nicht nur seine Meisternovelle, die *Geschichte von zwei Liebenden*, sondern sogar eine der insgesamt 64 Lebensbeschreibungen in seinem Buch über die «zu seiner Zeit berühmten Männer» – so lautete der Titel dieser Biographiensammlung, der in Anbetracht von immerhin zwei darin gewürdigten Frauen ein wenig kurz greift. Mit der Huldigung an Sozzini stattete der ehemalige Schüler, der inzwischen berühmter war als sein Lehrer, diesem nicht nur Dank ab, sondern verherrlichte sich damit auch selbst: Wer ihm geholfen hatte, groß zu werden, musste selbst groß sein.

Unter diesen «großen Männern» wird auch Bernardo degli Albizzeschi, bekannt als Bernardino da Siena, gewürdigt. Dieser 1380 in Massa Marittima geborene Franziskanermönch, der einer adeligen sienesischen Familie entstammte, hatte sich als Bußprediger in ganz Italien einen Namen gemacht. Doch das allein hätte nicht ausgereicht, um ihm in den Kreisen der jungen, von heidnischen Autoren berauschten Studenten seiner Heimatstadt Respekt und Gehör zu verschaffen. Ihn galt der Ordensbruder im grauen Habit als väterliche Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit. Im Gegensatz zu so vielen anderen Mönchen konnte man von ihm, so die spätere Würdigung Piccolominis, die Kunst der maßvollen Lebensführung lernen, die Gott und den Menschen gleichermaßen gerecht wurde. Bernardino starb 1444 und wurde schon sechs Jahre später heilig gesprochen. Kurz darauf ließ ihn sein Zuhörer und Bewunderer Piccolomini in einem seiner wichtigsten philosophischen und theologischen Texte, dem zwischen Ende 1453 und Frühjahr 1455 entstandenen *Dialogus*, als seinen Jenseitsführer und Weisheitslehrer auftreten. In diesem «Totengespräch» begrüßt der ehrwürdige Franziskaner seinen Gesprächspartner Piccolomini freundlich und kritisch zugleich:

Ich habe dich in Siena als jungen Mann gekannt, als du meine Predigten hörtest und mich oft besuchtest, um mir deine kleinen Probleme zur Lösung vorzulegen. Ich setzte damals große Hoffnungen in dich, doch bist du nach Deutschland gegangen, hast am Basler Konzil teilgenommen, dich auf kirchliche Machtkämpfe eingelassen, dich dem Herzog von Savoyen angeschlossen und diesen sogar als Papst verehrt.⁶

So beginnt das fiktive Gespräch, in dem der verstorbene Bernardino Enea Silvio unangenehme Wahrheiten zu sagen hat, so wie er mit allen seinen Zeitgenossen, besonders den Mächtigen, hart ins Gericht geht. Der Hauptvorwurf, den der Franziskaner gegen ihn richtet, lautet: Du hast den Ruhm dieser Welt gesucht, ohne zu bedenken, dass man dabei seine Seele verliert. Ich, Bernardino, habe die mir angetragene Bischofswürde von Siena abgelehnt, du aber hast sie angenommen. Dem hat der große Humanist, der seit 1450 als geistlicher Oberhirte seiner Heimatstadt amtierte, wenig entgegenzusetzen. Ja, er bezeichnet sich sogar selbst als «Sklave seiner Gier». ⁷ In dieser Selbstkritik klingt die Erinnerung daran nach, dass er als zwanzigjähriger Student aus Verehrung für den großen Bußprediger selbst in dessen Orden eintreten wollte, von diesem Vorhaben aber bald Abstand nahm – in weiser Erkenntnis seiner selbst, wie die obige Selbstbezeichnung nur allzu deutlich macht.

Welche «Gier» ihn bis zum Alter von etwa vierzig Jahren «versklavte», war nicht nur für Piccolominis Freunde, sondern auch für die vielen begeisterten Leser seiner *Geschichte von zwei Liebenden* über die Amouren des Eurialus und der Lucretia ein offenes Geheimnis. Denn diese Novelle war nicht sein erstes einschlägiges Werk. Dem schönen Geschlecht huldigte Piccolomini erstmals in seiner *Nympholexis*, einem zweitausend Verse umfassenden erotischen Epos, dessen Kopien er als Papst aufspüren und einstampfen ließ. Wie man sich diesen Erstlingstext des produktiven Humanisten vorzustellen hat, lässt sich – zumindest was Thema und Ton betrifft – aus der bald nach 1431 entstandenen *Cynthia*, einer Sammlung von 19 Gedichten in elegischen Distichen, entnehmen. Auch dieses Opus war aufgrund der päpstlichen Selbstzensur mehr als vierhundert Jahre lang verschollen und wurde erst 1883 wiederentdeckt.

Diese Verse sind in hohem Maße gelehrte Nachahmung. Die Vorbilder des Catull, Ovid und Properz stechen überall ins Auge. Das gilt auch für die Kompositionstechnik im Einzelnen, die vor Gemeinplätzen nur so strotzt. Das gilt für die stolze, von ihrer Schönheit eingenommene Geliebte, die dem Dichter hochmütig ihre Zuneigung verweigert. Nicht

weniger konventionell fällt die darauf folgende Drohung des Poeten aus: Warte nur, bald welkest auch du. Schönheit ist vergänglich, wie die Geschichte und die Natur gleichermaßen lehren. Die Beschwörung der Flüchtigkeit alles Irdischen geht danach in das gleichfalls regelkonforme Flehen des Dichters über, die Zeit zu nutzen und die vergänglichen Freuden der Jugend und der Liebe zu genießen. Den Klagen des Anfangs steht am Ende die Selbstbehauptung des Dichters gegenüber: Du magst dich deiner Schönheit rühmen, doch auch ich muss mich nicht verstecken.

An Cinthia

Warum, Cinthia, rühmst du dich so maßlos deiner Schönheit,
die alle überstrahlt?
Deine schöne Jugend, sie stiehlt sich schon jetzt klammheimlich davon.
Du wirst nicht immer so sein, die Zeit verwandelt deine Züge.
Sie werden nicht immer wie Rosen glänzen, nach denen dein Antlitz
heute strahlt.
Am Morgen, im Licht der frühen Sonne, siehst du dich in reinstem Weiß,
doch schon am Abend ist dein Gesicht ermattet wie eine geschnittene Rose.
Auch dich wird die fliehende Schönheit verlassen,
und danach wird das beschwerliche Alter sein Recht verlangen.
Du wirst dich unglücklich nennen, wenn die Zeit dir ihre Runzeln aufprägt
und deine Wangen traurig einfallen lässt.
Jetzt ist die Zeit dir günstig, du bist im Alter seliger Spiele,
und solche Augenblicke verlangt die tändelnde Liebe für sich.
Folge also dem Rat deiner Schönheit und deiner lieblichen Stirn.
Auf dass dein unglücklicher Bewerber, der sich nach dir verzehrt,
deiner Gnade teilhaftig werde.
Siehe, ich vergehe, komme dem sterbenden Liebenden endlich zu Hilfe!
Und wenn ich wirklich sterbe, dann, Cinthia, ist es allein deine Schuld.
Du allein kannst mein Leben um Jahre verlängern,
du, Nymphe, allein kannst unseren Tagen Tage hinzufügen.
Wenn du mir Gunst erweist, wenn du mich als Liebhaber betrachtest,
dann wirst du, ich gestehe es, meines Lebens einzige Hoffnung.
Bin ich denn so missgestaltet, keiner Liebe wert?
Bin ich von Familie und Abkunft her etwa ein Nichts?
Mögen die Götter dich so gefällig wie schön machen!
Dann wärest du, Cinthia, auf ewig teuer.
Wenn ich deine Schönheit betrachte, bist du der Liebe des Sonnengottes
würdig –

oder überstrahlt dein Licht das seine sogar?
 Wem würdest du nicht gefallen, wenn du sogar dem donnernden Herrn
 der Götter gefällst,
 wenn du deine Haare auf dem Rücken gelöst dem Wind entgegenhältst,
 oder wenn deine Haare zu einem goldenen Zopf geflochten sind
 und du den Rest deines Körpers mit Purpur verhüllst?
 Mit Ausnahme eines einzigen Gutes besitzt die schöne Cinthia alles, was
 schöne Mädchen ihr Eigen nennen,
 und dieses Gut ist hingebungsvolle Zärtlichkeit. Erst wenn du, Cinthia,
 auch diese gewinnst, werde ich ein ewig glücklicher Liebhaber sein.
 Adieu denn wohl, und gib unserer Leidenschaft nach,
 und füge deinen Gewohnheiten die hingebungsvolle Zärtlichkeit hinzu.⁸

In diesem Gedicht geht es um Überredung durch kunstvolle Sprache: Die Geliebte soll durch virtuose Rhetorik willig gemacht werden. Dabei zieht der Liebende alle Register, vom Vergleich mit einer Rose bis zu den olympischen Göttern. Doch unter die Konventionen und herkömmlichen Wendungen haben sich unverwechselbar eigene Wahrnehmungen Piccolominis gemischt: Die goldenen Haare, hier zum Zopf, in anderen Texten zum Knoten gebunden, waren für ihn abseits aller Topoi hervorstechende Merkmale holder Weiblichkeit. Es überrascht daher nicht, dass schon seine Zeitgenossen nach real existierenden Vorbildern suchten.

Amouren und nützliche Netzwerke

Trotz dieser individuellen Züge ist eine Deutung der Verse als «Bekenntnis» in eigener Sache problematisch. Poeme dieser Machart waren in erster Linie Belege für Belesenheit und Beredsamkeit. Ihr Verfasser stellte unter Beweis, wie viele seltene lateinische Wörter er richtig anzubringen wusste und gab darüber hinaus eine Kostprobe seiner komplizierten Syntax. Nach «authentischem» Gefühl darin zu suchen, wäre ein allzu romantisches Unterfangen. Der Humanist aus Corsignano nutzte die Liebesdichtung zur stetigen Verfeinerung seiner rhetorischen Strategien. Das sollte sich später bezahlt machen, denn auf allen Stationen seiner langen Karriere war er darauf angewiesen, sein Publikum in eingängiger Rede durch wirkungsvoll präsentierte Argumente zu über-